GENDER OPEN REPOSITORIUM

Strategien des ‚I _ gay' : Coming-out und Politiken der Sichtbarkeit

Brodersen, Folke

2020

https://doi.org/10.25595/2144

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Brodersen, Folke: *Strategien des ‚I _ gay' : Coming-out und Politiken der Sichtbarkeit*, in: Open Gender Journal, Jg. 4 (2020), 1–19. DOI: https://doi.org/10.25595/2144.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.17169/OGJ.2020.124

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

OPEN GENDER JOURNAL

Strategien des ‚I _ gay'. Coming-out und Politiken der Sichtbarkeit

Folke Brodersen (brodersen@campus.tu-berlin.de)

Abstract: Coming-out vor allem Jugendlicher erfährt gegenwärtig eine Aufwertung und Hervorhebung in Familien, Medien, Politik und Forschung. Öffentlich als homosexuell sichtbar zu sein, wird dabei zur Bedingung eines authentischen Selbst und glücklichen Lebens stilisiert. Der vorliegende Artikel rekonstruiert und theoretisiert die für junge Schwule und Lesben relevanten Erfahrungen. Die Sekundäranalyse von 19 problemzentrierten Interviews zeigt, dass das Coming-out als problematische Dramatisierung und unausweichlicher Druck interpretiert wird. Eine Strategie des ‚I _ gay', das heißt der Zurückweisung der identitären Relation zwischen homosexueller Sichtbarkeit und dem eigenen Selbst, wird vor diesem Hintergrund in ihrer subjektiven Bedeutung und in ihren politischen Implikationen diskutiert.

Schlagwörter: Coming-out, Homosexualität, Jugend, Queer Theory, Subjektivierung

Eingereicht: 15. Januar 2020
Angenommen: 09. April 2020
Veröffentlicht: 23. Juli 2020

Zitationsempfehlung: Brodersen, Folke (2020): Strategien des ‚I _ gay'. Coming-out und Politiken der Sichtbarkeit. In: Open Gender Journal (2020). doi: 10.17169/ogj.2020.124.

DOI: https://doi.org/10.17169/ogj.2020.124

Unter redaktioneller Bearbeitung von Kathrin Ganz und Marcel Wrzesinski

Creative Commons Attribution 4.0 International

Folke Brodersen

Strategien des ‚I _ gay'. Coming-out und Politiken der Sichtbarkeit

„Zwischen der Aussage: ‚Ich bin homosexuell' und der Weigerung,
dies zu sagen, findet sich eine sehr vieldeutige Dialektik.
Die Aussage ist notwendig, weil man dadurch ein Recht
in Anspruch nimmt, aber zugleich ist sie auch
ein Käfig oder eine Falle"
(Foucault 2005 [1982], 351f.)

'I just want you to be happy.' Als Antwort auf die Selbsteröffnung des ‚I am gay' lässt dieser Satz Welten aufeinander prallen. So erhält das Versprechen von Unterstützung und Glück für Lesben und Schwule[1] einen schalen Beigeschmack. Herkunftsfamilien und Freund*innen ziehen mit dieser Reaktion eine Unterscheidung ein: glückliche Heterosexualität hier, nicht (ganz) glückliche Homosexualität da. So schien es zumindest in den letzten 50 Jahren Coming-out-Geschichte. Gegenwärtig verändern sich allerdings die Bedingungen und Kontexte der Selbsteröffnung – die gleiche Formulierung erhält eine neue Bedeutung. Zunehmend weniger scheint ein Lebensglück aufgrund einer Homosexualität versperrt. Eher wird diese anerkannt und Teil einer positiven Zukunft. Dass damit zugleich Coming-out nicht zu einer Banalität, sondern mehr und mehr zu einer Bedingung und Anforderung wird, zeigt dieser Beitrag.

Dafür veranschaulicht ein kurzer (medialer) Rückblick zunächst, wie Coming-out zur neuen Notwendigkeit queeren Lebens wird (Abschnitt 1). Den gegenwärtigen Formwandel der Deutungen und des Erlebens von Coming-out diskutiere ich vor diesem Hintergrund anhand von problemzentrierten Interviews zu Coming-out-Erfahrungen (Abschnitt 2 und 3). Abschließend frage ich nach den Möglichkeiten und Bedingungen, den sich darin andeutenden Zwang der Identifikation zurückzustellen. Hinweisen möchte ich dabei auf eine in diesem Kontext relevante Form der Gestaltung von Coming-out sowie die Auseinander-

1 Coming-out weist im Vergleich zwischen trans*, inter*, bisexueller, lesbischer und schwuler Perspektive sowohl Gemeinsamkeiten in Umgangsweisen (Kleiner 2015) als auch Differenzen hinsichtlich Motivation, Ziel und Folgen auf (Ritter/Voß 2019; Krell/Oldemeier 2017; Gregor 2015; Pohlkamp 2014; Heilmann 2011; Schirmer 2010). Für das Verhältnis zur Sichtbarkeit bestätigen sich diese Differenzen im analysierten Material. Homolog, wenn auch unter geschlechtsspezifischen Bezügen und Diskriminierungsweisen (Familie vs. Arbeit sowie Vorwurf einer maskulisierenden Entsexualisierung vs. Effeminiertheit und analer Rezeptivität) sind allerdings die Erfahrungs- und Gestaltungsstrategien von Lesben und Schwulen. Diese setzt der vorliegende Beitrag ins Zentrum.

setzung mit der Anforderung der Identifikation. Die Strategien des Aussetzens eben jener ikonischen Phrase bei gleichzeitiger Fortführung von Coming-out-Praxen bezeichne ich dann als ‚I _ gay' (Abschnitt 4). Wie sich diese Strategien zur derzeitigen politischen Debatte um Identitätspolitiken verhalten (Abschnitt 5) und welche Chancen und Bedingungen sich darin abzeichnen, diskutiere ich in diesem Beitrag (Abschnitt 6).

Das Narrativ glücklicher Authentizität

Sarah Ahmed (2010: 88) zitiert in ihrer Analyse lesbischer Romane der 1970er bis 1990er Jahre die Verlagsanweisung „No happy ending", mit der die positive Inszenierung lesbischen Lebens in Vin Packers „Spring Fire" verhindert werden sollte. Dieses Verbot eines Happy End liest Ahmed als Form der Abwertung – allerdings nicht ausschließlich. Es stelle zugleich die Chance dar, nicht als ‚happy Queer' in einem familialen oder homonormativ-neoliberalen Leben ein heteronormatives Glücksversprechen einlösen zu müssen. Demgegenüber macht Ahmed deutlich, dass sich ‚happily queer' gerade die Gegenorte und Widersprüche zur gesellschaftlichen Ordnung ausfüllen lassen. Dieses ambivalente Verhältnis zeige sich auch im Akt des Coming-out:

> "Although we can live without the promise of happiness, and we can do so ‚happily,' we live with the consequences of being an unhappiness-cause for others, which is why the process of coming out and being out is an ongoing site of possibility and struggle." (Ahmed 2010, 119)

Der Satz ‚I just want you to be happy' bedeutet für sie dann eine prekäre Ambivalenz (ebd. 90-95). Er bringt einerseits Unterstützung und Akzeptanz zum Ausdruck. Gleichzeitig konstituiert er einen inhärenten Widerspruch zwischen Glück und Homosexualität. Es ließe sich – freilich aus heteronormativer Perspektive – nicht gleichzeitig queer und glücklich sein.

Einer solchen Antwort auf ein Coming-out entgeht der Charakter Simon aus dem vielfach ausgezeichneten Film *„Love, Simon"* (Greg Barlanti, 2018). Seine Mutter begegnet seiner Selbsterklärung als ‚gay' nicht mit einer (impliziten) Infragestellung, sondern mit einem Versprechen, das Homosexualität und Lebensglück zu vereinen scheint: „You get to be more you – more than you have been in a very long time." Simons Weg zu diesem authentischen und wahren Selbst und das Coming-out sind dabei positiv verbunden: Zwar wird er zunächst durch einen Mitschüler mit der Drohung eines Outings erpresst; mit einer überöffentlichen Inszenierung vor seiner gesamten Schule erfährt er aber subjektive Erleichterung wie auch allgemeine Anerkennung – und findet den Weg zum partnerschaftlichen Glück. Coming-out ist in diesem Film so nicht mehr ein (le-

diglich) familiales Feld der Auseinandersetzung, sondern wird in seiner Öffentlichkeit zur Bedingung für ein glückliches Leben.

Auch die Darstellung des Teenagers Cyrus in der Serie „Andi Mack" (Disney Channel, 2017–2019) nimmt einen solchen Verlauf – und erfährt eine ähnliche Kopplung von Coming-out und Glück in der medialen Kommentierung. Nicht etwa wenn Cyrus seiner besten Freundin die Schwärmerei für ihren gemeinsamen Bekannten offenbart, wird er zum „first portrayal of an openly gay character on Disney Channel" (Morrison 2019). Erst als er in der nächsten Folge sagt, „I'm gay" (Kiley 2019), wird seine Darstellung gepriesen: „[he] continues his journey toward living authentically" (Wong 2019). Die ikonische Coming-out-Phrase provoziert keine Infragestellung seines Lebensglücks; eher bestätigen seine Freunde und sein Schwarm mit der Erwiderung „Yeah? Cool!" seine Identifikation und Verortung. Die anschließende Neuaushandlung ihrer Beziehung und Cyrus' neue Fröhlichkeit scheinen so – zumindest laut US-amerikanischen Webkommentaren – nur mit dieser Form des Coming-out möglich.

Im populärkulturellen Vergleich zwischen Ahmeds Analysen und den Inszenierungen von Simon und Cyrus deuten sich Verschiebungen des Coming-out an. Die Kriminalromane aus der Zeit der Gay Liberation und des lesbischen Separatismus und die schwulen Jugendportraits der 2010er Jahre teilen die epistemische Anforderung der Herstellung homosexueller Sichtbarkeit (Butler 1996). Stand vormals die Veröffentlichung der Queerness allerdings noch in einem konstitutiven Spannungsfeld zum Glück, wird sie gegenwärtig zu dessen sozialer Bedingung. Es scheint nicht nur keinen Grund mehr dafür zu geben, ein Coming-out hinauszuzögern, sondern es wird zur Voraussetzung für Anerkennung und Unterstützung, die Freundeskreis und Angehörige organisieren. Die erfolgreiche Ausrufung und Herstellung des eigenen Selbst im Coming-out ist dabei an eine eineindeutige Identifikation gebunden: Erst der öffentlich geäußerte Satz ‚I'm gay' markiert und vollzieht den Übergang hin zum wahren und wirklichen Selbst. Die multiplen Glücksversprechen sind so an ein Narrativ der Authentizität gekoppelt (siehe auch Brodersen 2019). In den medialen Darstellungen bedingt dieses Narrativ, welches Coming-out als solches anerkannt und gelobt wird und welches Missachtung erfährt, weil es sich nicht in dieses Ideal einschreibt. Erst mit der richtigen Selbstdarstellung scheint ein lesbisches oder schwules Leben nicht nur lebbar und real zu werden, sondern an sich erst glücklich zu beginnen.

Dieser mediale Wandel verweist auf eine gesellschaftliche Transformation oder zumindest deren diskursive Formierung als Anspruch: Queere Jugendliche und junge Erwachsene und eine (heteronormative) Gesellschaft nehmen dabei ein neues Verhältnis zueinander ein und sind mit veränderten Anforderungen

konfrontiert. Im Weiteren möchte ich zeigen, wie sich dieser Wandel empirisch äußert und fragen, was Coming-out für junge Lesben und Schwule gesellschaftlich bedeutet.

Coming-out erleben

Coming-out hat heute für Jugendliche und junge Erwachsene eine zweifache Realität. In der Sekundäranalyse[2] von 19 Interviews mit lesbischen und schwulen Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus dem Projekt „Coming-out – und dann…?!" (Krell/Oldemeier 2017) des Deutschen Jugendinstituts (Laufzeit 2013–2016) verbanden die Interviewpartner*innen[3] die Sichtbarmachung der Homosexualität mit dem Erleben eines ‚Drucks' und der Antizipation eines ‚Spektakels'. Das Coming-out ist für sie so nur in Teilen ein positiv bestätigendes Erlebnis und wird überwiegend als Herausforderung problematisiert – eine Herausforderung, die, wie ich im Folgenden zeigen möchte, auf der veränderten Form des Coming-outs und dessen Verhältnis zur Sichtbarkeit der Homosexualität basiert.

Erstens erleben die Interviewten das Coming-out als Aufforderung, die für sie auf der (konstitutiven) Vagheit und Unsichtbarkeit der Homosexualität (Sedgwick 2003) basiert. Dabei überschneiden sich das Narrativ der Authentizität und die Relevanz sozialer Beziehungen: Das Versprechen, ‚wahrer' und ‚echter' man selbst zu werden, gilt ihnen als zentraler Grund für ein Coming-out. Damit wollen sie das Erleben einer Spaltung der eigenen Subjektivität zwischen ihrer Selbstpräsentation nach Außen und der ins Innere des Selbst projizierten Homosexualität überwinden. Anlass dazu geben wiederum vor allem Dritte. So ist es beispielsweise für Olivia die Beziehung zu ihren Freund*innen, die sie durch eine authentische Selbstpräsentation vertiefen möchte, und für Manuel das gesellschaftspolitische Engagement, das für ihn auf der Darstellung der ‚Wahrheit' um seine Person fußt. Darüber hinaus fordern Interaktionspartner*innen ein Coming-out von den Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Denise' Mutter und Mitschüler*innen konfrontieren sie mit den Vermutungen nach ihrem Lesbisch-Sein, wie auch Christophs Therapeut Sichtbarkeit mit Authentizität verbindet, wenn er am Beispiel eines bekannten Politikers auf psychosoziale Belastungen

2 Die Erlebensweisen und Gestaltungsstrategien von Coming-out wurden in den Interviews durch ein mehrstufiges Verfahren aus offenem, axialem und selektivem Kodieren im Anschluss an die Grounded Theory sowie der eingeschobenen Anfertigung von Fallrekonstruktionen zur Verdichtung der fallinternen Bezüge zwischen den identifizierten Dimensionen analysiert (weiterführend Brodersen 2018a).

3 Die Befragten waren im Alter von 16 bis 24 Jahren und hatten in den vorangegangenen drei Jahren das erste Mal ein Coming-out. Alle Namen sind anonymisiert. Die Angaben in Klammern beziehen sich auf die Seitenzahl des Transkripts.

als Folgen eines Verschweigens hinweist. Christoph übernimmt diese Deutung und vollzieht so sein erstes Coming-out, um „mit sich selbst im Reinen zu sein" (3). Das eigentlich radikal um die eigene Person zentrierte Narrativ der Authentizität operiert in den Erlebensweisen der Befragten so weder als Selbstzweck noch aus einer Eigenmotivation heraus, sondern wird durch Dritte implizit oder explizit eingefordert bzw. zur Notwendigkeit erklärt. Das Coming-out erhält so den Charakter einer Anforderung. Dessen Unausweichlichkeit beschreiben auch die Interviewten, wenn etwa Denise klagt: „Dieser Druck manchmal" (12).

Zweitens verbinden die Jugendlichen und jungen Erwachsenen Coming-out mit der Gefahr einer Dramatisierung. So ist sich Hannes unsicher, ob er in der Apotheke angeben soll, dass die abgeholten Medikamente für seinen Partner sind, oder er die fälschlicherweise an ihn gerichtete Belehrung über die Medikation lieber unkorrigiert lässt. Er befürchtet zum einen, dass die Situation und sein eigentliches Anliegen überstrahlt werden und er auf sein Schwul-Sein reduziert wird. Für ihn bedeutet ein Coming-out, nur noch sexuell konnotierte Handlungsoption zu haben. Dies beschreibt auch Judith Butler als Gefahr des Coming-out: „Tatsächlich hat sich der Ort der Undurchsichtigkeit nur verschoben – vorher wusstest du nicht, ob ich lesbisch ‚bin', jetzt weißt du nicht, was es heißt, dass ich es bin" (Butler 1996, 18). Hannes' Homosexualität scheint hier mit jeder noch so abwegigen Situation verbunden werden zu können, um diese beliebig einzunehmen und unkontrollierbar auszufüllen. Zum anderen geht für Hannes mit dieser Hervorhebung auch eine Abwertung einher. Sushila Mesquita beschreibt es als „Karnevalisierung" (2008), wenn gerade die Wiederholung der Differenz der Homosexualität diese als das explizit Andere darstellt, ins Belächelbare, in den Bereich des Nicht-Ernst-Nehmens verschiebt und damit zur Beschämung einlädt. Auch Olivia bemerkt nach dem Besuch eines Christopher-Street-Days: „[H]abe ich überall noch Regenbogen dran (.) ‚Scheiße'" (30) und erwartet damit, dass die Herstellung von Sichtbarkeit mit einer negativ bewerteten Differenz einhergeht.

Die Befürchtung, zu solch einem ‚Spektakel' zu werden, verbleibt allerdings meist genau dies: Auch wenn Jannik den halblauten Kommentar dreier Mitschüler bemerkt „Ey, das ist doch der, der schwul ist" (39), findet er in seinen weiteren Coming-out-Erfahrungen Bestätigung und Anerkennung. Obwohl die Jugendlichen und jungen Erwachsenen die Reaktionen von Freund*innen und Familie als wertschätzend, unterstützend und entgegen ihrer Erwartungen wenig dramatisierend beschreiben, setzen sich ihre Antizipationen dennoch fort. Dass Sexualität hervorgehoben und dadurch abgewertet und Situation und Per-

son vollständig von dieser Differenz überformt werden, hat so als Erwartung im Erleben der Befragten eine eigenständige soziale Wirklichkeit und Faktizität. Coming-out ist in den Deutungen der Befragten damit ein fragmentarisches Ensemble, dessen gegenwärtige Erfahrung nur vermittelt in die Zukunft verlängert werden kann. Darüber hinaus ist die Sichtbarkeit für die Interviewten nicht mit einem Zugewinn an Handlungsfähigkeit verbunden: Weder fühlen sich die Jugendlichen entlastet, noch entstehen – in ihrer Wahrnehmung – neue Handlungsoptionen oder -felder. Eher scheint die so erzeugte Öffentlichkeit auch eine Einschränkung und eine Herausforderung darzustellen. Dabei steht sie insbesondere im Widerspruch zu der von den Jugendlichen und jungen Erwachsenen eingeforderten und ersehnten Selbstverständlichkeit. Die antizipierte Gefahr des Spektakels negiert für sie die Hoffnung, ihre Sexualität als unhinterfragte und gleichwertige Möglichkeit ausweisen und leben zu können.

In der Ökonomie der Sichtbarkeit

Die Anforderung nach einem Coming-out ist in Kombination mit der Drohung der ausgestellten Differenz Teil einer Transformation der „Ökonomie der Sichtbarkeit" (Hark 1999, 43), die ich im Folgenden als Theoretisierung und Interpretationsangebot der Empirie ausführe. Spätestens seit den 1990er Jahre ändern sich die Spielregeln dessen, was Sichtbarkeit bedeutet und wie und warum sie hergestellt werden kann und soll. Homosexualität wandelt sich von einem abgewerteten, randständigen oder ausgeblendeten Thema zu einem Gegenstand positiver öffentlicher Debatte und politischer wie gesellschaftlicher Unterstützung. Trotz – oder gerade im Kontext – der gegenwärtigen (neo-)reaktionären Bewegungen lässt sich nicht mehr von einer breit getragenen bzw. unwidersprochenen Abwertung oder diskursiven Auslöschung sprechen. Eine fraglose Akzeptanz oder Selbstverständlichkeit geht damit jedoch nicht einher: Eher sind es weiße, männliche und sich geschlechterrollenkonform darstellende sowie partnerschaftliche, familiäre und beruflich erfolgreiche Ausschnitte der Homosexualität und Queerness, die gegenwärtig rechtliche und soziale Anerkennung wie auch mediale Repräsentation erfahren (exempl. Hark/Laufenberg 2013; Heilmann 2011; Yilmaz-Günay 2014; Duggan 2002). Die gesellschaftliche Öffnung für die Integration homosexueller Subjekte ist damit gerade so weit, dass bestimmte, in einem neoliberal strukturierten Sozialstaat funktionale Lebensentwürfe privilegiert werden.

Wie Mike Laufenberg (2014) zeigt, wird das Versprechen der gesellschaftlichen Anerkennung aber nur zum Preis der Absicherung und Unterstützung sowohl dieser Bedingungen als auch des Status der Differenz ermöglicht. Der gesellschaftliche Einschluss funktionaler Lebensentwürfe innerhalb der Homo-

sexualität nimmt die Form einer Immunisierung an (zu diesem Konzept weiterführend Esposito 2004), in deren Folge nicht etwa Unterschiede aufgehoben oder eine gesellschaftliche Homo-Hetero-Differenz unwichtiger würden. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Die Abtrennung von der Heterosexualität erfährt eine umso größere Aufwertung: Die Potentiale der Queerness, multiple und plurale Sozialbeziehungen jenseits des Ideals der bürgerlichen Kleinfamilie einzugehen und andere Formen der sozialen Existenz zu entwickeln, werden in der Homosexualität eingesperrt und auf diese begrenzt. Quer dazu verlaufende Bezugnahmen wie etwa mann-männlicher Sex scheinen außerhalb der Logik der homosexuellen Identität nur pathologisch oder zumindest defizitär denkbar (Brodersen 2018b). Die partielle Inklusion der Homosexualität in staatlich-rechtliche wie unternehmerisch-neoliberale Strukturen stabilisiert so die geschlechtliche, sexuelle und soziale Gesellschaftsordnung und sichert die bestehenden Grenzen der Heteronormativität (spezifisch auch Laufenberg 2016).

Dem Coming-out kommt dabei eine spezifische Funktion zu. Noch mehr als Laufenberg selbst lese ich die aktuelle Aufbereitung, Inszenierung und Begleitung von Coming-out als Form der Fixierung des homosexuellen Begehrens.[4] Es stellt eine Entlastung sowohl der Interaktionspartner*innen als auch der Gesellschaft dar, die sich dadurch ihrer heterosexuellen Normalität vergewissern: Wenn sich jedes homosexuelle Subjekt zu erkennen gibt, besteht keine Gefahr ungewollt oder ungeplant mit dieser anderslogischen Sozialordnung in Berührung zu kommen. Coming-out und die Herstellung der Sichtbarkeit der Homosexualität sind somit nicht nur für jene Subjekte relevant, die sich derart markieren, sondern sichern den Status der Heterosexualität als unhinterfragt, unbenannt und ubiquitär, wenn sie auch ihre Universalität aufbrechen. Über den konkreten Interaktionszusammenhang hinaus stützt das verlässliche Coming-out somit die Grenzziehungen der adressierten Gesellschaft. Homo und Hetero bleiben getrennt und in unterschiedlicher Qualität.

In Bezug auf die Subjekte des Coming-out zeigt sich die Wandlung der Sichtbarkeit in der Überlagerung und Ergänzung des „‚heimliche[n] Gebot[s]' heimlich zu bleiben" (Hark 2000, 5). Wie Volker Woltersdorff in der Analyse von Coming-out-Berichten herausarbeitet, instituieren sich parallel dazu „Aufrichtigkeitsgebot und Homosexualitätsgebot" (Woltersdorff 2005, 126). Sowohl in zahlreichen Filmen und Serien wie auch in Erfahrungsdarstellungen queerer

4 Laufenberg (2014) betrachtet vor allem die Entwicklung von Praxen des Coming-out in der westdeutschen Schwulenbewegung der 1970er Jahre. In deren offensiv-destruktiven Kritik und Lossagung von der Heterosexualität und der produktiven Konturierung einer schwulen Subjektivität sieht er eine queere Praxis des Fliehens. Für die Gegenwart unterstellt aber auch er, dass Coming-out homonormativ eingehegt wird und sein transformatives Potential verliert.

Jugendmedien und schließlich in Teilen beraterischer und therapeutischer Angebote zeichnet sich die Aufforderung zum (öffentlichen) Bekenntnis und zur Vereindeutigung als homosexuell ab, während die Drohung der Abwertung erhalten bleibt. Diese zeitgleichen Gebote der Zurücknahme, identifikatorischen Authentizität und Veröffentlichung spalten das homosexuelle Subjekt und fordern doppelt, sich selbst nicht übermäßig zu akzentuieren und sich dennoch vollständig und öffentlich zu offenbaren (Woltersdorff 2005, 32f.).

Mit der Aufwertung der Sichtbarkeit geht so weder vermittelt noch direkt eine Selbstverständlichkeit der Homosexualität einher. In Form der Praxis und des Status des Coming-out kann Sichtbarkeit vielmehr selbstverständlich eingefordert werden. Als Gegenbild zu Coming-out ist damit das *closet* gegenwärtig weder ein dauerhaftes Lebensschicksal noch eine situativ-routinisiert aussetzbare Herausforderung, wie Steven Seidman (2002) es für die 1960er und 1990er beschreibt; es ist vielmehr eine Bedrohung, die durch ein wahrhaft homosexuelles Subjekt vollumfänglich zurückgewiesen werden muss. Anstatt das eine Repräsentation ein Teil eines homosexuellen Lebens ist, scheint diese Existenzweise und deren Faktizität mehr denn je an eine Sichtbarkeit durch das Coming-out gebunden: Die Herstellung der Sichtbarkeit hat eine Eigenständigkeit entwickelt und ist gegenwärtig selbst das primäre Zeichen der Homosexualität. Eine lesbische oder schwule Existenz ohne Coming-out firmiert außerhalb des Denkbaren.

Die unhintergehbare Kopplung einer homosexuellen Subjektivität an ein Coming-out und die damit einhergehende Ambivalenz der Sichtbarkeit zeigt sich auch in den Interviews mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Einerseits begehren sie ein Coming-out, andererseits kritisieren sie den dahinterstehenden Druck ebenso wie die Gefahr des Spektakels. Ein Verweilen im *closet* und ein Verzicht auf Sichtbarkeit ebenso wie ein ungezwungenes Coming-out scheinen für sie – subjektiv wie gesellschaftlich – nicht möglich. Die Interviewten begründen dies wiederum nicht etwa politisch – mit einer derartigen Vision des Coming-out als revolutionäre Praxis warteten unter anderem noch die Bewegungen der 1970er Jahre auf (Woltersdorff 2012) – oder mit dem repräsentationslogisch begründeten Wunsch nach einer Teilhabe an einer allgemeinen bürgerlichen Öffentlichkeit (Seidman 2002)[5], sondern mit der authentischen Präsentation gegenüber Dritten. Die Befragten befinden sich damit gerade im Patt zwischen Ausstellungsanordnung und Abwertungsdrohung.

5 Seidman (2002) führt aus, wie sich das Verhältnis von *closet* und Coming-out für Lesben und Schwule zwischen den 1950er und 1990er Jahren wandelt. Eine staatliche und mediale Repression in das *closet* geht so über in ein Begehren nach und eine ambivalente Teilhabe an bestimmten Teilöffentlichkeiten. Dem schließt sich in der Gegenwart das Gebot nach einem vollumfänglichen Coming-out an.

Strategien des ‚I _ gay'

Vor dem Hintergrund, die Gefahr der Dramatisierung zu antizipieren und den Druck der Unausweichlichkeit zu erleben, nutzen die befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen unterschiedliche Strategien für die Gestaltung ihres Coming-out.[6] Der Begriff der Strategien beschreibt dabei ein Handeln, das auf die problematisierten Aspekte des Coming-out reagiert, in seinen Effekten aber größtenteils über die reflexive Intention der Handelnden hinausgeht. Die Interviewpartner*innen greifen somit auf die verfügbaren kulturellen Ressourcen insbesondere in Form bestehender symbolischer Assoziationen zurück, setzen diese situativ ein und ermöglichen damit in Teilen andere Bedingungen und andere Formen des Coming-out. Im Kontext der Verschiebung der Sichtbarkeit möchte ich dabei auf Strategien hinweisen, welche die Seinsrelation zwischen Selbst und Homosexualität verändern. Beschrieben wird eine solche Strategie beispielhaft in Denise' Erzählung des Coming-out gegenüber ihrer Mutter:

> „Also sie ist zu mir ins Zimmer gekommen und hat dann gesagt ‚Ja, Denise, jetzt red' mal Klartext, was ist denn los? Du bist […] irgendwie unterwegs, kommst spät heim', da habe ich gesagt ‚Ja, Mama, ich kann dir das nich sagen' und ähm, da hat sie gesagt ‚Ah ja, dann schreib's mir halt auf'. Und dann habe ich halt geschrieben ‚Ja, es ist das, was ihr alle vermutet' […] Und dann hat sie gesagt ‚Ja, ist es das, was ich jetzt denke?', ich so ‚Ja, brauchst ja nur meine Bilder gucken', weil ich halt sehr viele Bilder von Fußballspielerinnen in meinem Zimmer habe und generell von solchen weiblichen ((lacht)) Personen, habe ich gesagt ‚Ja, es ist so'." (Denise, 2)

Denise weist in dieser Erzählung die Anforderung ihrer Mutter zurück. Weder erklärt sie ihr Verhalten, noch nimmt sie eine eindeutige Identifikation vor. Stattdessen stellt sie die Zeichen und die Zeichenhaftigkeit der Homosexualität in den Vordergrund. Sie überlässt es ihrer Mutter, Verbindungen zwischen dem problematisierten Verhalten, ihrer Zimmerdekoration und ihrer Sexualität zu ziehen.

Diese Form des Coming-out arbeitet zunächst das Erleben des Drucks und des Spektakels um. Mit Verweis auf für sie lesbisch konnotierte Symbole stellt Denise zwar die diskursive Präsenz her, welche die Gefahr des Spektakels birgt, sie kann die damit einhergehende negative Abwertung aber verhindern: Durch den Verweis auf ihre Wandposter statt auf das Wort ‚lesbisch'

6 Bei dem folgenden Abschnitt handelt es sich um einen überarbeiteten und ergänzten Auszug aus Brodersen 2018a, der zwei weitere Strategien des Coming-out rekonstruiert und diese hinsichtlich ihrer subjektiven und gesellschaftlichen Implikationen diskutiert.

konkretisiert sie die vorher unkontrollierbare Bedeutungsvielfalt des ‚Lesbisch-Seins'. Damit wird ein Lesbisch-Sein nicht nur greifbar und die – heterosexuelle – Unsicherheit (‚gay panic') über diese Existenzweise gebannt, sondern diese Bestimmung verbietet auch eine Reduktion von Denise' Person auf ihre Sexualität: Nicht mehr ihre ganze Persona scheint vage homosexuell, sondern Starschnitte materialisieren als partielles Interesse und abgrenzbares Artefakt eine Homosexualität.

Auch den Druck zum Coming-out kann Denise abfedern, indem sie den Symbolcharakter der Bilder nutzt. Sie greift dafür auf die, in der gegenwärtigen ‚Ökonomie der Sichtbarkeit' latente Präsenz der Homosexualität zurück – was sie vormals als Dramatisierung befürchtet, nutzt sie nun aus: Die lesbische Konnotation ihrer ‚Bilder von Fußballspielerinnen' erlaubt es ihr, sich den bohrenden Nachfragen ihrer Mutter und damit dem Druck nach einer verbalisierten Selbstidentifikation zu entziehen. Denise lenkt damit die Verantwortung für die Bearbeitung der Frage um. Sie wendet die Anforderung der Auseinandersetzung an jene, welche vorher den Wunsch nach Auskunft an sie herangetragen haben. Sie erzählt so, auch ihre Mitschüler*innen bei neugierigen Fragen auf ihre ‚maskuline' Kleidungsweise zu verweisen oder guten Freund*innen die Bedeutung der Regenbogenfahnen zu erklären. Ebenso geht Christoph davon aus, sich mit seiner Ästhetik als „offensichtlich schwuler Mann" (3) weniger explizit outen zu müssen, wie auch Andi (selbst-)bewusst für ihn derart einlesbare Kunstwerke in seiner Schule ausstellt.

Derartige Strategien verschieben des Weiteren den im Coming-out hergestellten Entsprechungszusammenhang von Homosexualität, Sichtbarkeit und Subjekt. So wählen Denise, Christoph und Andi aus den drei Möglichkeiten des Umgangs mit einer homosexuellen Sichtbarkeit – „Verschweigen, Verschlüsseln oder Bekennen" (Woltersdorff 2005, 32) – eine Verschlüsselung, deren Schlüssel öffentlich bekannt ist. Sie ermöglichen damit gleichzeitig eine Lesbarkeit der Homosexualität, ohne deren Kodierung anhand der eigenen Person aufzulösen. Es ist ihr Gegenüber, welches nun mit der kulturellen Über- und Unterbestimmtheit der Homosexualität umgehen muss. Damit steht auch die Homosexualität an sich, und nicht mehr das mit der Homosexualität identifizierte Subjekt im Fokus. Das Subjekt geht dabei allerdings nicht verloren – vielmehr zerlegen die Strategien das homosexuelle Subjekt in verschiedene Teile. Es entsteht eine andere Logik der Subjektivierung.

Wenn Woltersdorff schreibt, dass Coming-out eine „ermächtigende Selbstentmächtigung [...] [ist, da] der Sprechakt der Selbstbehauptung [...] zugleich ein Sprechakt der Selbstunterwerfung" (Woltersdorff 2005, 134) unter die Strukturlogiken der Sichtbarkeit darstellt, dann entsagen die befragten Jugendlichen

und jungen Erwachsenen diesem und eröffnen eine andere Form der öffentlichen Homosexuell-Werdung: Indem sie sowohl eine Homosexualität als auch ihre eigene Person gleichzeitig sichtbar erhalten, aber den direkten, identitären Verweisungszusammenhang symbolisch aussetzen, entziehen sie sich einem spezifischen Aspekt eben jener ‚Selbstunterwerfung', der Seinsrelation. Dieses identitäre Verhältnis, das die Homosexualität und das Selbst in Gänze zusammenbindet und aufeinander verweist, wird verschoben und für die Befragten vorerst aufgehoben. Das Coming-out wird vom ‚I'm gay' zum ‚I _ gay'. Die Beziehung des eindeutigen ‚So-und-so-Seins' funktioniert nicht mehr, wenn die Subjekte sie nicht selbst herstellen, sondern auf Wandposter, ihre Selbststilisierung oder Kunstwerke verweisen.

Damit verschwinden Selbst und Homosexualität aber nicht etwa. Eher erkennen die Befragten die Notwendigkeit und Unausweichlichkeit der Identifizierung an, überantworten sie aber ihrem jeweiligen Gegenüber. Denise' Mutter, Andis Mitschüler*innen und Menschen, die Christoph begegnen, sind es nun, denen der Prozess der Beschneidung der Einzigartigkeit und der Möglichkeit der Mehrdeutigkeit durch die Zuordnung zur Kategorie der ‚Homosexualität' (Wolterdorff 2012) aufgenötigt wird – die also die jeweilige Individualität ebenso wie die mögliche Vielfältigkeit möglicher Identifizierungen auf eine feststehende Identität reduzieren müssen. Die Seinsrelation auszusetzen bedeutet so nicht, naiv anzunehmen, nicht mehr identifiziert zu werden. Es bedeutet aber durchaus, sich zu weigern, diesen – schmerzhaften – Schritt immer wieder selbst für die Gesellschaft zu tun.

Gleichzeitig stellen diese Strategien keine Distanzierung von der Homosexualität dar. Sie arbeiten Homosexualität zwar um, stärken diese aber: Mit dem Bezug auf Symboliken ist Denise' Lesbisch-Sein nicht mehr die von der Abwesenheit der Heterosexualität bestimmte, leere Kehrseite. Sie bestätigt letztere aber auch nicht in ihrer Unhinterfragtheit und Universalität. Eher eröffnet dies die Chance auf eine Umarbeitung lesbischer Existenz als sich überschneidende Gleichzeitigkeiten – in diesem Fall eine Assemblage ihrer Person mit Regenbogenfahnen und Bildern von Fußballerinnen. Nicht mehr Denise ‚ist' homosexuell, sondern sie existiert in Kollaboration mit einer Homosexualität als Zeichen an sich, so die Logik des ‚I _ gay'. Durch ihren Verweis stellt sie die Bedeutung der Homosexualität erst her, ermöglicht ihr Raum und Platz einzunehmen und fördert und stärkt sie. Denise arbeitet ihr ebenso zu, wie sie auch von ihr profitiert, wenn sie in ihrer Selbstsicht die Notwendigkeit einer authentischen Selbstpräsentation leistet. Zugleich verschmelzen Denise und die Homosexualität aber nicht zu einer Einheit. Damit ändert sich das Format der Sichtbarkeit der Homosexualität: Von einem Zeichen der Identität wird diese zu einem Zeichen an sich,

das mit einem Subjekt zusammen in einen Raum gestellt wird. Das Aussetzen der Seinsrelationen sind so praktikable Strategien, um einerseits Spektakel und Druck zu entgehen und sich nicht selbst zu beschneiden; andererseits um eine Homosexualität zu stärken und auf diese Bezug zu nehmen.

Die Strategien des ‚I _ gay' stoßen zugleich an Grenzen. Olivia problematisiert die Abhängigkeit des Symbols der Regenbogenfahne von der Lesefähigkeit des Gegenübers und die Gefahr der Reproduktion von Stereotypen.[7] Auch eine zu aussagekräftige Symbolisierung scheint kritisch: Denise und viele andere Interviewte beschreiben das öffentliche ‚Händchenhalten' als absolute und vereinnahmende Symbolisierung einer Homosexualität. Spätestens hiermit geschehe eine Identifikation des Subjekts als lesbisch bzw. schwul. Das Moment der Zeichenhaftigkeit, welches dem Aussetzen der Seinsrelation vorausgeht, ist so nur in einem schmalen Korridor von Symbolen möglich. Die Dehnbarkeit der Bedingungen der Sichtbarkeit in diesen Strategien ist somit immer schon prekär. Dennoch stellt sie für die Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine Möglichkeit dar, mit den Anforderungen der Sichtbarkeit anders umzugehen.

Reifizierungen der Differenz

Mit dem Aussetzen der Seinsrelation werfen die Strategien des ‚I _ gay' die Frage nach dem Verhältnis zur Identität auf – eine Frage, die gegenwärtig auch immer als politisch gedacht und verhandelt wird. Im Folgenden möchte ich deshalb von den Mikropraxen des Coming-out auf die Ebene der politischen Konzepte wechseln und diskutieren, ob und was die dargestellten Strategien für eine gesellschaftliche Gegenwart und deren Veränderung bedeuten.

In der aktuellen politischen Debatte besteht unbeachtet aller Entwürfe solidarischer Koalitionen jenseits des Identitären (deutschsprachig exempl. Hark 2017; Woltersdorff 2011) weiterhin eine angespannte Diskussion um das Für und Wider der Relevanz homosexueller Selbstbeschreibung (zuletzt Çetin/Voß 2016; laLove 2016; Grumbach 2017; Schomers 2018). Zwei Gruppen von Autor*innen bilden dabei in den letzten Jahren bezüglich der (männlichen) Homosexualität exemplarisch die Eckpunkte dieses Feldes (Brodersen 2017). Zülfukar Çetin und Heinz-Jürgen Voß folgen mit „Schwule Sichtbarkeit. Schwule Identität. Kritische Perspektiven" (2016) einem impliziten und expliziten Rassismus in biologistischen Grundlagen schwuler Identitätspolitik am Ende des 19. Jahrhun-

7 Die Bestätigung von Vorurteilen ist zugleich weniger auf die Zeichen an sich zurückzuführen, sondern eher im ikonischen Status der Formel ‚I'm gay' begründet. Aufgrund des Anspruchs, eine Identität eindeutig und vollumfänglich zu repräsentieren, scheint jede andere Symbolik diesem konstitutiven Sprechakt untergeordnet, davon abgeleitet und zu einem gewissen Grad beliebig.

derts wie auch in aktuellen urbanen Aktivismen. Sie verorten schwule Identität als mitverantwortlich und strukturell unaufhebbar verflochten mit Rassismen etwa in Bezug auf das antimuslimische Ressentiment des homophoben Jugendlichen oder die ausgrenzende Gentrifizierung durch schwule Doppelverdienerpaare. Diesen Ausschlüssen stellen sie eine Vision der Aufhebung und des Verlernens eben jener Form des Selbstbezugs gegenüber: Politpraxen und -ziele, die derzeit in einer Identitätslogik verhaftet seien, sollten andere Ausgangs- und Durchgangspunkte verwenden und reflexiveren Logiken weichen.

Im Gegensatz dazu stützt Patsy l'Amour laLoves Sammelband „Selbsthass und Emanzipation. Das Andere in der heterosexuellen Normalität" (2016) eine identitäre Politik nicht nur ab, sondern argumentiert für die offensive Einbindung einer eindeutigen und identitär angeeigneten Differenz in eine politische Programmatik. In ihren eigenen, den Sammelband konzeptuell rahmenden Beiträgen, leitet sie dies aus einer Scheintoleranz ab, die einen Hass auf die Homosexualität lediglich kaschiere. Schwule und Lesben seien entzweigerissen zwischen gesellschaftlichen Toleranzversprechen und einer Realität der Abwertung. Sie begäben sich zur Vermeidung von Diskriminierung daraufhin in eine „Identifizierung mit dem Angreifer" (l'Amour laLove 2016, 28), würden ihre Homosexualität geheim halten und sich dem heteronormativen Ideal anbiedern (empirisch in Bezug auf lesbische und schwule Jugendliche ebenso Jones 2018). Dieser Selbst-Bestätigung ihrer Unterdrückung gegenüber fordert l'Amour laLove zur Ausstellung und subjektiven Aneignung schwuler Identität auf – jeweils mit dem Ziel die gesellschaftliche Organisation infrage zu stellen und zu unterminieren.

Diese Beispiele zeigen, wie eine Differenz von Homo- und Heterosexualität im Zentrum der identitären und antiidentitären Ansätze und damit von großen Teilen der akademisch-aktivistischen Gegenwartsdebatte steht. Deutlich wird aber auch, dass jene Differenz die Relevanz und Existenz einer Unterscheidung jeweils unwidersprochen voraus und ins Zentrum des Spannungsfeldes von Coming-out setzen. Der Stellenwert dieser Differenz ist es, den die Strategien des ‚I _ gay' potentiell verändern können.

Politiken der Sichtbarwerdung

Auch die Strategien des ‚I _ gay' nutzen und wiederholen in gewisser Weise eine Differenz – wenden diese aber zugleich in ihrem Format um. Analytisch zu unterscheiden sind dabei die Ebenen des subjektiven Erlebens und der gesellschaftlichen Interaktion: So weisen die Befragten in ihren Deutungen die Relevanz einer Differenz zurück. Wenn Denise ihre zunehmende Auswahl sportlicher Ka-

rohemden als Teil ihres Lesbisch-Seins einordnet, schafft sie der homosexuellen Differenz in ihrer eigenen Wahrnehmung symbolisch einen öffentlichen Raum. Zugleich rahmt sie ihre Antwort „Ja, vielleicht ist es ja so, kann ja sein" (5) auf entsprechende Nachfragen einer Freundin weder als Heimlichkeit noch als Versteck oder Praxis des Sich-Entziehens: Wenn diese Äußerung für sie subjektiv ihr erstes Coming-out markiert, ist sie weder identitär unsicher, noch begehrt sie eine Uneindeutigkeit. Zwar vermögen es die Hemden ebenso wie ihre Bilder von Fußballerinnen, zugleich einen individuellen Geschmack, eine sexuelle oder eine sportliche Identifikation zu symbolisieren und damit Mehrdeutigkeit herzustellen. Im dargestellten Kontext ist ein Schluss auf ein Lesbisch-Sein aber nicht nur möglich oder naheliegend, sondern aus der Handlungslogik wie dem Kontext zwingend. Auch stellt sich ihre Antwort qualitativ anders dar als eine Reaktion auf Fragen ihres Bruders, die sie selbst als vorhergehenden Wunsch der Verweigerung deutet.[8]

Mit ihrem Schritt zur Seite bringt Denise so keine Distanz zwischen sich und die Homosexualität und verwischt diese auch nicht. Zugleich nimmt sie diese aber auch nicht als Person ein. Sie problematisiert weder ein Identifiziert-Werden noch eine Differenz. Deren Aus- und Darstellung ist aber nicht das Ziel ihres Handelns. Eher nimmt Denise die Abgrenzung von der Heteronorm und die identitäre Einschreibung in ein Lesbisch-Sein als gesellschaftliche Gegebenheit und soziale Realität hin. Ihre Kritik an der Unterscheidung zwischen Hetero- und Homosexualität mit dem Ziel der ‚Selbstverständlichkeit' läuft sodann auch nicht auf eine Angleichung an heteronormative Erwartungen[9] hinaus – im Gegenteil weist sie dies entschieden zurück. Ihre Vision nivelliert vielmehr die Anerkennungsordnung, erhält aber Differenzen in Begehren, Verhalten und Selbstausdruck aufrecht: Denise' Ausweichen gilt somit nicht dem im Raum stehenden Lesbisch-Sein und den damit verbundenen Assoziationen, sondern dem Blick, welcher sie und die Homo-Hetero-Hierarchisierung dramatisierend aufeinander zu beziehen droht. In ihrer Antwort bestätigt sie dann zwar gleichsam die symbolische Assoziation wie die Vermutung ihrer Freundin bezüglich ihres sexuellen Begehrens, negiert trotz des subjektiven Stellenwerts aber die öffent-

8 Nach einem Lesbisch-Sein gefragt, antwortet Denise in anderen Situationen bewusst ausweichend. Wenn sie über die Aushandlung mit ihrer Mutter berichtet, betont sie allerdings, dass ihr nicht an irgendeiner Form der Verweigerung oder des Schweigens gelegen sei.

9 Eine Reifizierung der Heteronormativität findet allerdings in einer weiteren, empirisch beobachtbaren Strategie von Coming-out statt. So versucht Hannes im Kontext der „Hetero-Normalisierung" (Brodersen 2018a) die Differenz zur Heterosexualität und dadurch die Gefahr der Abwertung seiner Homosexualität zu reduzieren. Er betont, weder ein „Partyleben" zu führen noch „Berufsschwuler" zu sein, um in seiner monogamen Partnerschaft und mit seinem beruflichen Erfolg Anerkennung zu erhalten.

liche Relevanz dieses Zeichenakts. Mit dem Nebeneinander weist sie so nicht ihr Begehren, sondern die Bedeutsamkeit der mit der symbolischen Grenzziehung assoziierten Differenz zurück. Sie widerspricht somit nicht der Existenz der Differenz, wohl aber deren Bedeutsamkeit und Bedeutung.

Auch die im Coming-out adressierte Gesellschaft und ihre Ordnungsmuster werden in den Strategien des ‚I _ gay' umgearbeitet. Wie gezeigt, hebt das Aussetzen der Seinsrelation das Moment der Identifikation nicht auf, suspendiert und verschiebt es aber. Anstelle einer Veränderung der konkreten Inhalte und Ziele des Coming-out, ergeben sich so andere Formen der Sichtbarwerdung. Mit diesen Strategien ist das Coming-out-Subjekt nun nicht mehr verfügbar, umstandslos identifizierbar und verortbar. Die Befragten entziehen sich der Anforderung zur Selbsteröffnung im Namen der Sichtbarkeit. Entgegen der gesellschaftlichen Einsperrung der Homosexualität in einzelnen Subjekten, realisieren sie zwar nicht die von Laufenberg erhoffte Vielfalt der möglichen Beziehungen (2014). Sie stellen aber die Form der Beziehung zwischen Homosexualität und Subjekt infrage, insofern diese prekärer zu sein scheint, als die bestehenden Narrative behaupten und es die gesellschaftliche Organisation verlangt. Die Homosexualität erhält dadurch aber weder einen vorläufigen Charakter, noch erscheint sie zögerlich. Eher wird ihr selbst ein Möglichkeitsraum zugestanden, der mit der Ubiquität der Heterosexualität konkurriert und ihr den Status als das Eine, welches alle anderen Formen der Sexualität zum Abgeleiteten erklärt, streitig macht.

In vierfacher Weise machen die Strategien des ‚I _ gay' so auf einen politischen Horizont anderer Formen der Sichtbarkeit und der Gesellschaft aufmerksam. Erstens scheint das kulturelle Narrativ der Authentizität, das Lebensglück an ein eineindeutiges und explizites Coming-out bindet, nicht der einzig mögliche und unabänderliche Weg für die Realisierung eines nicht-heterosexuellen Lebens. Zweitens weisen sie das – identitären wie antiidentitären Ansätzen zugrundeliegende – Entsprechungsverhältnis einer inneren, persönlichen und einer äußeren, dargestellten Realität als überarbeitbar, gestaltbar und praktisch oftmals mehrdeutig aus. Das Erleben des Drucks zum Coming-out und der Erwartung eines Spektakels werden drittens spezifisch aussetzbar und anders gestaltbar. Viertens scheinen gesellschaftliche Verhältnisse der Sichtbarkeit, des Subjekts und der sozialen und symbolischen Ordnung von Homo- und Heterosexualität hinterfragbar, wenn diese gegen sich selbst gewendet werden.

Trotz dieser Möglichkeiten und der damit verbundenen Hoffnungen ist es nicht möglich, die Strategien des ‚I _ gay' umstandslos zu allgemeingültigen politischen Handlungsstrategien zu stilisieren. Sie sind nicht unproblematisch, erfolgen situativ und sind zudem in der konkreten Lebenswelt der Handelnden

verankert, so dass sie sich nicht einfach idealisieren oder als Muster skalieren lassen. Dennoch sind sie politisch wirkmächtig: Ihre Rekonstruktion konfrontiert die gegenwärtigen identitären wie antiidentitären Perspektivierungen mit einer anderslogisch gelebten Realität, die zwar an einer Identität festhält, deren Form und Basis aber verändert. Wenn auch keine konkrete Anleitung so deutet sich darin doch eine politische Vision an: Die Strategien des ‚I _ gay' verweisen auf die Möglichkeit zum (unintendierten) Eigensinn des Subjektiven. Sie machen auf die Heterogenität der Gesellschaft und die Möglichkeit(en) aufmerksam, eine andere Seinsweise zu (er)finden. Sie zeigen, welche Kritiken möglich sind, und machen Hoffnung auf eine queere Gesellschaft des kontinuierlichen Werdens, die sie in Teilen real werden lassen. Ob und wie derartige Handlungsstrategien dann verallgemeinert werden können, ist Aufgabe kollektiv-kritischer Bewegungspraxis.

Literatur

Ahmed, Sara (2010): The Promise of Happiness. Durham, London: Duke University Press. doi: 10.1215/9780822392781.

Brodersen, Folke (2019): Form und Verjugendlichung von Coming-out als Statuspassage. Zum produktiven Verhältnis von Jugendforschung und Diversitätsorientierung. In: Heinen, Andreas/Wiezorek, Christine/Willems, Helmut (Hg.): Entgrenzung der Jugend und Verjugendlichung der Gesellschaft. Zur Notwendigkeit einer ‚Neuvermessung' jugendtheoretischer Positionen. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 144–157.

Brodersen, Folke (2018a): Gestalt(ung) des Coming-out. Lesbische und schwule Jugendliche und junge Erwachsene in der Ökonomie der Sichtbarkeit. In: GENDER 10 (3), 85–100. doi: 10.3224/gender.v10i3.07.

Brodersen, Folke (2018b): Zum sozialpsychologischen Konzept internalisierter Homophobie. Eine Rekonstruktion ‚integrierter Identität' als Emanzipationsvision. In: Gender Open Journal. doi: 10.17169/ogj.2018.23.

Brodersen, Folke (2017): Für ein Streitgespräch – Deutungskampf schwuler Emanzipation. In: blog der feministischen Studien: http://blog.feministische-studien.de/2017/01/fuer-ein-streitgespraech-deutungskampf-schwuler-emanzipation/ (08.06.2020).

Butler, Judith (1996): Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität. In: Hark, Sabine (Hg.): Grenzen lesbischer Identitäten. Berlin: Querverlag, 15–37.

Çetin, Zülfukar/Voß, Heinz-Jürgen (2016): Schwule Sichtbarkeit – Schwule Identität. Kritische Perspektiven. Buchreihe: Angewandte Sexualwissenschaft Band 7. Gießen: Psychosozial-Verlag. doi: 10.30820/9783837968057.

Duggan, Lisa (2002): The New Homonormativity. The Sexual Politics of Neoliberalism. In: Castronovo, Russ/Nelson, Dana (Hg.): Materializing Democracy. Toward a Revitalized Cultural Politics. Durham: Duke University Press, 175–194. doi: 10.1215/9780822383901-007.

Esposito, Roberto (2004): Immunitas. Schutz und Negation des Lebens. Berlin: Diaphanes.

Foucault, Michel (2005 [1982]): Gespräch mit M. Foucault. In: Foucault, Michel: Dits et Ecrits: Band IV. 1980–1988. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 341–353.

Gregor, Joris (2015): Constructing Intersex: Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie. Bielefeld: transcript. doi: 10.14361/9783839432648.

Grumbach, Detlef (Hg.) (2017): Demo. Für. Alle. Homophobie als Herausforderung. Hamburg: Männerschwarm.

Hark, Sabine (2017): Koalitionen des Überlebens. Queere Bündnispolitiken im 21. Jahrhundert. Göttingen: Wallstein.

Hark, Sabine (2000): Neue Chancen – alte Zwänge? Zwischen Heteronormativität und posttraditionaler Vergesellschaftung. Zur sozialen und psychischen Situation lesbischer Mädchen und schwuler Jungen in Nordrhein-Westfalen. Expertise zum 7. Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung NRW. Düsseldorf: Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit.

Hark, Sabine (1999): Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität. 2., völlig überarb. Aufl. Opladen: Leske + Budrich. doi: 10.1007/978-3-663-09665-8.

Hark, Sabine/Laufenberg, Mike (2013): Sexualität in der Krise. Heteronormativität im Neoliberalismus. In: Appelt, Erna/Aulenbacher, Brigitte/Wetterer, Angelika (Hg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 227–245.

Heilmann, Andreas (2011): Normalität auf Bewährung. Outings in der Politik und die Konstruktion homosexueller Männlichkeit. Bielefeld: transcript. doi: 10.14361/transcript.9783839416068.

Jones, Lucy (2018): ‚I'm not Proud. I'm Just Gay.' Lesbian and Gay Youths' Discursive Negotiations of Otherness. In: Journal of Sociolinguistics, 1–22. doi: 10.1111/josl.12271.

Kiley, Rachel (2019): Disney Channel First: Andi Mack Character says ‚I'm gay'. In: Pride.com, https://www.pride.com/tv/2019/2/09/disney-channel-first-andi-mack-character-says-im-gay (7.5.2019).

Kleiner, Bettina (2015): subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenzerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans*Jugendlicher. Opladen: Verlag Barbara Budrich. doi: 10.2307/j.ctvdf03fx.

Krell, Claudia/Oldemeier, Kerstin (2017): ‚Coming-out – und dann ...?!' Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland. Opladen: Verlag Barbara Budrich. doi: 10.2307/j.ctvddzs8p.

l'Amour laLove, Patsy (Hg.) (2016): Selbsthass und Emanzipation. Das Andere in der heterosexuellen Normalität. Berlin: Querverlag.

Laufenberg, Mike (2016): Sexuelle Immunologik. Heteronormativität als biopolitischer Sicherheitsmechanismus. In: Herrera Vivar, Maria Teresa/Rostock, Petra/Schirmer, Uta/Wagels, Karin (Hg.): Über Heteronormativität. Auseinandersetzungen um gesellschaftlihe Verhältnisse und konzeptuelle Zugänge. Münster: Westfälisches Dampfboot, 51–69. doi: 10.14361/transcript.9783839428412.

Laufenberg, Mike (2014): Sexualität und Biomacht. Vom Sicherheitsdispositiv zur Politik der Sorge. Bielefeld: transcript.

Mesquita, Sushila (2008): Heteronormativität und Sichtbarkeit. In: Bartel, Roland/Horwarth, Ilona/Kannonier-Finster, Waltraud/Mesner, Maria/Pfefferkorn, Erik/Ziegler, Meinrad (Hg.): Heteronormativität und Homosexualitäten. Innsbruck: Studienverlag, 129–147.

Morrison, Tony (2019): ‚Andi Mack' Makes History with First Disney Channel Character to Say ‚I'm Gay'. In: Abcnews.com, https://abcnews.go.com/GMA/Culture/andi-mack-makes-history-disney-channel-character-im/story?id=60991622 (7.5.2019).

Pohlkamp, Ines (2014): Genderbashing: Diskriminierung und Gewalt an den Grenzen der Zweigeschlechtlichkeit. Münster: Unrast.

Ritter, Kim/Voß, Heinz-Jürgen (2019): Being bi. Bisexualität zwischen Unsichtbarkeit und Chic. Göttingen: Wallstein Verlag. doi: 10.5771/9783835343238.

Schirmer, Utan (2010): Geschlecht anders gestalten. Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten. Bielefeld: transcript. doi: 10.14361/9783839413456.

Sedgwick, Eve Kosofsky (2003): Epistemology of the Closet. In: Abelove, Henry/Barale, Michéle Aina/Halperin, David (Hg.): The Lesbian and Gay Studies Reader. London: Routledge, 45–61.

Seidman, Steven (2002): Beyond the Closet. The Transformation of Gay and Lesbian Life. New York: Talyor and Francis.

Schomers, Bärbel (2018): Coming-out. Queere Identitäten zwischen Diskriminierung und Emanzipation. Opladen: Budrich Uni Press. doi: 10.3224/86388789.

Woltersdorff, Volker (2012): Coming-out. Strategien schwuler Selbstbehauptung seit Stonewall. Hamburg: Männerschwarm.

Woltersdorff, Volker (2011): Neue Bündnispotentiale und neue Unschärfen. Zum Begriff der Prekarisierung von Geschlecht, Arbeit und Leben. In: feministische Studien 29 (2), 206–216. doi: 10.1515/fs-2011-0205.

Woltersdorff, Volker (2005): Coming out. Die Inszenierung schwuler Identitäten zwischen Auflehnung und Anpassung. Frankfurt am Main: Campus.

Wong, Curtis (2019): Disney Channel's `Andi Mack' Captures A Powerful Coming Out Moment. In: huffpost.com, https://www.huffpost.com/entry/disney-channel-andi-mack-coming-out-episode_n_5c5ba500e4b08710475aa7d9?guccounter=1 (7.5.2019).

Yilmaz-Günay, Koray (Hg.) (2014): Karriere eines konstruierten Gegensatzes: zehn Jahre ‚Muslime versus Schwule'. Münster: edition assemblage.